

Roswitha Mair

Käthe Kollwitz

Ein Leben gegen jede Konvention

Romanbiografie

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN

HERDER spektrum Band 6973



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

Vollständig überarbeitete Neuausgabe 2017

Bisheriger Titel: Käthe Kollwitz. Leidenschaft des Lebens. Biografie

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2000
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Satz: Arnold & Domnick, Leipzig
Herstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-451-06973-4

I

Zwei Plastiken von Käthe Kollwitz beeindrucken täglich unzählige Menschen in Berlin und Belgien: vor der Neuen Wache Unter den Linden die »Mutter mit ihrem toten Sohn« zum Gedenken an die Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft; »Die trauernden Eltern« am Eingang des Soldatenfriedhofes im belgischen Vladslo.¹ Die weltweit verbreiteten Grafiken rütteln immer noch auf – mit dem Menschen als leidendes, revolutionierendes, liebendes und sterbendes Wesen. Ihr »Nie wieder Krieg« klingt bis heute nach.

Wer war diese Künstlerin, die sich ausschließlich der Darstellung des Menschen widmete? Die so energisch und beharrlich für den Frieden kämpfte? Die so unbarmherzig den Menschen die sozialen Ungerechtigkeiten und deren Folgen vor Augen führte?

Wer war dieser Mensch, der unermüdlich Briefe schrie und Tagebücher führte? Was trieb sie an? Woher nahm sie diese immense Kraft, zu gestalten? Wie wurde sie, was sie geworden ist?

Kommt ein Kind bereits mit einem Charakter auf die Welt? Mit einer unumkehrbaren Prägung, mit Wesensmerkmalen? Bei Käthe war dies wohl der Fall, als sie 1867 in Königsberg auf die Welt kam.



Sie war ein zartes und stilles Kind. Wer sie nicht näher kannte, beschrieb sie als schüchtern. Doch da war noch etwas anderes an dem kleinen Mädchen, ein Charakterzug, der es zeitlebens bestimmen würde: Etwas Ernstes, Düsteres umgab sie. Die geliebte jüngere Schwester Lise beschrieb später das Dunkle als ihre wahre Seite, sprach von »ungeklärten Kräften, die in einer

Tiefe mühsam arbeiten, bevor sie zu einer Gestaltung ans Licht kommen«.²

Die Erwachsenen nannten es Eigensinn, wenn das Mädchen brüllte und strampelte, sich gegen unsichtbare, innere Regungen zur Wehr zu setzen schien und einen Kampf mit sich selbst austrug. Sie selbst hatte keinen Namen dafür, wusste nicht damit umzugehen. Die ältere Schwester Julie steckte später immer ein Stück Zucker ein, wenn sie gemeinsam fortgingen. »Warum?«, fragte Tante Tina. »Es der Käthe in den Mund werfen, wenn sie brüllen will«, antwortete sie. Manchmal blieb Käthe einfach auf der Straße stehen und nichts konnte sie bewegen weiterzugehen. Entwickelte sich aus diesem Verharren dieses unerschrockene Beharren in allen Dingen des Lebens?

In Erinnerung geblieben ist Käthe – so hat sie es 1923 aufgeschrieben – besonders ihr neunter Geburtstag. Mit ihrem Kegelspiel, ihrem Geburtstagsgeschenk, spielten die anderen Kinder. Sie beobachtete das Spiel, wie sie immer alles genau beobachtete. Aber sie ist nicht dabei – sie steht daneben. Mit einem Mal wird sie blass, gelblich im Gesicht. Schreckliche Bauchschmerzen übermannen sie. Sie läuft zu ihrer Mutter, sucht bei ihr Hilfe und Schutz. Immer wieder quälen diese unerklärlichen Schmerzen das Mädchen, nehmen ganz plötzlich von ihr Besitz, und sie können Stunden und Tage anhalten. Manchmal legt sich Käthe flach auf einen Stuhl, manchmal reibt ihr die Mutter den Bauch. Nur diese weiß, ahnt wohl vielmehr, dass ihr schweigsames Kind ein heimlicher Kummer quält. Während die anderen Kinder an ihrem Geburtstag ihren Spaß haben, weicht Käthe ihrer Mutter nicht mehr von der Seite. »Sie war da, und das war gut«³, schreibt Käthe später in ihr Tagebuch.

Und doch war es auch eine glückliche Kindheit.

Die Familie Schmidt lebte in einem Eckhaus mit einem kleinen Vorgarten und einem großen Hof, hin zu einer kleinen Gasse, die zum Pregel führte.

Mit Sehnsucht dachte Käthe später an die Abenteuer ihrer

frühen Kindheit zurück, an die Grube mit dem ungelöschten Kalk, den Lehmhaufen, aus dem man Burgen bauen konnte, die Ziegelwagen, die von den Schleppekähnen die Ziegel zu Vaters Bauten brachten. Zwischen den Höfen in einem lang gestreckten Gebäude arbeitete ein Gipsgießer. Die noch feuchte Gipsluft glaubte sie noch viele Jahre später riechen zu können.

Nach Käthes neuntem Geburtstag zog die Familie in die Königstraße, in eines der schönsten vom Vater neu gebauten Häuser, bald darauf siedelten sie in die Prinzenstraße über.

In dieser Zeit beginnen die kleine Käthe entsetzliche Träume zu plagen. Immer wieder dieselben grauenvollen Träume, in denen Dinge um sie wachsen, riesengroß oder winzigklein werden, so sehr schrumpfen, dass sie kaum noch wahrnehmbar sind und das Mädchen ins Nichts zu fallen scheint. Oder, und das Gefühl ist nicht weniger schrecklich, sie wird von den übergroßen, übermächtig gewordenen Dingen zermalmt. In manchen Träumen liegt Käthe in einem halbdunklen Zimmer, in einem Eck liegt dort ein großes, zusammengerolltes Schiffstau. Langsam beginnt es sich aufzurollen, immer weiter, bis es den ganzen Raum ausfüllt und sie zu ersticken droht. In ihrer Not will sie die Mutter rufen, die im Nebenzimmer sitzt und liest, durch die halbgeöffnete Tür kann sie ihren Rücken sehen. Sie schreit, schreit so laut sie kann – sie schreit um ihr Leben. Aber niemand hört sie.

Ihre Verängstigung war groß, so groß, dass sie in diesen Nächten manchmal wirklich laut schrie. Ein entsetzliches Schreien. Einmal kam sogar der Nachtwächter, um nach dem Rechten zu sehen. Der Vater und die Mutter hörten sie immer. Er kam mit der Kerze, sie brachte warmes Zuckerwasser, um sie zu beruhigen. Lise sah stumm vom Bett aus zu, wie die größere Schwester langsam wieder zu sich fand.

Wie mit diesem Mädchen und seinen Anwandlungen umgehen? Es gab keine adäquate Antwort auf diese Frage, die Familie verstand nicht, was Käthe quälte, was ihre schrecklichen Träume

auslöste. Sie ahnte nicht, wogegen sie rebellierte, was in ihr zu lodern begann, welche Kräfte anfangen, sich zu ballen, bis sie etwas fanden, an dem sie sich messen konnten. Fürsorge und Rücksichtnahme waren in der Regel die Mittel, um mit Käthe umzugehen.

Weil man glaubte, die Luft würde der Tochter einen erholsameren Schlaf bringen, verbrachte die Familie von Juli bis September die Ferien regelmäßig an der See. Dort hatte der Vater ein altes Fischerhaus gekauft mit einem Garten, einem Teich und einem kleinen weißen Boot.

Kein Meer bedeutete Käthe niemals mehr als die samländische See: »Diese unaussprechliche Erhabenheit der Sonnenuntergänge von der hohen Küste aus! Dies Ergriffensein, wenn man zum ersten Male sie wieder nah sah, den Seeberg runterrante, Schuh und Strümpfe auszog und die Füße wieder das Gefühl des kühlen Seesands hatten! Dieser metallische Schall der Wellen!«⁴

Käthe wuchs in einem kleinen, überschaubaren Kreis auf.

Ihren vier Jahre älteren Bruder Konrad, der mit Begeisterung Indianer-Bücher las, bewunderte Käthe sehr, vor allem als er eines Tages beschloss, querfeldein über die Pregelwiese bis nach Amerika zu gehen. Er sollte nicht weit gekommen, aber er hatte sich auf den Weg gemacht.

Julie war zwei Jahre älter als sie. Von ihr sprach kaum jemand, und die Schwestern verstanden sich nicht gut. Lisbeth (Lise) aber, geboren 1870, liebte Käthe inständig, und als diese größer wurde, waren sie beide unzertrennlich. Mit ihr spielte sie am liebsten.

Am schönsten, so erinnerte sie sich, waren die »Spieltage«. Das waren der Dienstagabend und der Sonntagvormittag, wenn die Eltern und die größeren Geschwister sich in der Freien Gemeinde mit den anderen Mitgliedern trafen. Käthe und Lise saßen dann am Tisch und tuschten die Bilderbögen, die sie bei Fräulein Sander in der Königstraße gekauft hatten, und schnit-

ten die Figuren aus. An die 200 Stück waren es schließlich, Figuren aus Theater und Oper, der Teufel, Wilhelm Tell und Tannhäuser, Venus, die Jungfrau von Orkans. Mit großer Inbrunst spielte Käthe den Liebhaber und Lise die Geliebte. Manchmal verkleideten sie sich, bauten sich aus umgedrehten Stühlen und Tischen sowie mit Bauklötzen ein eigenes Bühnenbild, erschufen Paläste und Opferaltäre. Sie spielten Stücke aus der griechischen Mythologie, von Schiller, und erfanden ihre eigenen Geschichten. Als Käthe alt genug war, musste sie die Eltern zu den Sonntagspredigten in das nahe gelegene Haus der Großeltern begleiten.

Das Spielreich schloss seine Tore. Die Papierpuppen verstaubten. Aber Jahre später wurden die dramatischen Gestalten auf andere Weise wieder lebendig.

Unterrichtet wurden die größeren Kinder in privaten Zirkeln, unabhängig von den öffentlichen Schulen wie alle Angehörigen der Freien Evangelischen Gemeinde. Gegründet wurde sie einst als eine der ersten derartigen Gemeinschaften Deutschlands in Königsberg von Julius Rupp, dem Großvater von Käthe. Dass der Großvater für das religiöse Leben damals das war, was Karl Marx für die Arbeiterbewegung gewesen ist, ahnte sie noch nicht.

Nach seinem Tod übernahm Carl Schmidt, der Vater von Käthe die Predigeraufgaben. Er war ein gelernter Jurist und Baumeister, betrieb eine Baufirma, die den Angestellten eine finanzielle Teilhabe am Gewinn gewährte und damit die gleichberechtigte Teilhabe am Leben. Ganz so wie man predigte, setzte man sich im Sinne der Lehre Jesu nach dem Matthäus-Evangelium für die Gleichheit aller Menschen ein und trug für die Hilfsbedürftigen Sorge.

Die Angehörigen der Freien Gemeinde waren Dissidenten, von der Landeskirche ausgegrenzt – aber streng organisiert innerhalb ihrer Gemeinschaft. Dennoch herrschte ein offener und fortschrittlich bildungsbürgerlicher Geist. Man diskutierte

über öffentliche Angelegenheiten, über Politik, Literatur, Kunst und Wissenschaft, oder las gemeinsam die Dramen von Shakespeare, Schiller und anderen großen Dichtern.

Der christliche Gott aber, über den ihr Großvater predigte, blieb Käthe fremd. Sie liebte die antiken Götter aus den *Schwab-schen Sagen*, die sie geschenkt bekommen hatte. Die Erzählungen konnte sie auswendig und war gerade wieder einmal dabei, der Venus im selbst gebauten Tempel zu opfern, als ihr Vater und ihre Mutter kamen. Benjamin, ihr jüngster einjähriger Bruder war nach einer Meningitis-Erkrankung gestorben. Käthe erschrak heftig. Hatte der christliche Gott sie bestraft, weil sie den heidnischen Göttern opferte? War sie schuld am Tod des Bruders? Wie hingen Leben und Tod, die liebevollen Gefühle für ihren kleinen Bruder und die schmerzvollen zusammen? Sie wusste keine Antwort, vermerkte sie viele Jahre danach.

Doch Käthe fragte nicht, schwieg wie ihre Mutter, die sie am Tag zuvor während des Mittagessens beobachtet hatte. Sie hatte gerade die Suppe ausgeteilt, als die Kinderfrau hereingestürzt kam und schrie: »Er bricht wieder, er bricht wieder.« Die Mutter hatte – so schien es Käthe – unbeeindruckt weiter die Suppe geschöpft. Und geschwiegen.

Später dann, als man die kleine Leiche wegbrachte, stand die Mutter am Fenster und sah dem Wagen nach. Sie weinte nicht, sie sagte nichts. Sie schien weit weg mit ihren Gedanken, aber Käthe, die neben ihr stand, spürte eine unbändige Liebe zu ihr. Doch sie blieb stehen, wo sie war. Sie war nur da, wie die Mutter für sie da war, wenn sie sich unwohl fühlte, traurig war oder die Albträume sie plagten.

Die Mutter mit ihrem feinen Gesicht, den dunklen, in der Mitte gescheitelten Haaren, ähnelte einer Madonna. Manchem erscheint sie gar wie eine »Heilige«⁵. Nie sieht die Tochter sie fassungslos, immer scheint die Mutter würdevoll und anmutig. Selbst der Tod zweier Kinder – auch das Erstgeborene starb als kleines Kind – wird scheinbar spurlos an ihr vorübergehen. Nur

eine übergroße Angst um die lebenden Kinder lässt ein wenig von ihrem Innenleben, ihrem Schmerz erahnen.

Käthe ist zwölf, als sie die Liebe kennenlernt. Sie spielt nun gerne mit den gleichaltrigen Jungs – und diese mit ihr. Sie ist sehr gut im Klippball, und im Winter rodeln sie mit dem Handschlitten die schräge Prinzenstraße hinunter. Ein ganz besonderer Spielgefährte ist Otto, der im oberen Stockwerk ihres Hauses wohnt. Er ist ihre erste Liebe. Während die anderen spielen, gehen sie manchmal in den Keller oder klettern über den Zaun in den verwilderten Nachbargarten, um sich zu küssen. Es ist immer nur ein Kuss und sie nennen ihn »Erfrischung«.

Julie ertappte die jungen Verliebten eines Tages und erzählte es umgehend der Mutter. Doch diese reagierte nicht, wie immer, äußerte sich weder Julie noch Käthe gegenüber.

So ging die »Liebschaft« weiter, bis eines Tages Otto mit seiner Familie fortzog. Er versprach, sie weiterhin zu besuchen, aber er kam nur einmal zurück. Und so erlebte Käthe nach der Verliebtheit ihren ersten Liebeskummer. Sie sehnte sich schrecklich nach Otto. Der Spielhof mit dem alten Birnbaum, der Nachbargarten und sogar der Keller, in dem sie sich geküsst hatten, verloren ihre leuchtenden Farben und bekamen einen düsteren Klang. Alles war leer und öd und auch die Spiele mit den anderen Kindern waren für sie nun ohne Reiz.

Um wieder etwas zu spüren, um Otto und ihre Liebe nicht zu vergessen, ritzte sie sich ein »o« in ihr linkes Handgelenk. Und immer, wenn es zu heilen drohte, erneuerte sie es. Es war wie eine Beschwörung, um ihre Gefühle für Otto aufrechtzuerhalten. Nur der Schmerz während des Einritzens konnte Otto für kurze Zeit in ihrem Herzen wieder lebendig werden lassen. Doch allmählich verlor sie auch diese Empfindung. Andere Jungen und später Männer traten an Ottos Stelle. Von nun an sollte Käthe immer wieder verliebt sein, in Männer, in Frauen, einmal mehr, einmal weniger und oftmals, ohne dass die anderen es wussten.

Die Liebe wurde zur ersten Lebensgrundlage für Käthe; ihre zweite fand sie in der Kunst.

Als die Schmidt-Kinder noch klein waren, brachte der Vater von seiner Baufirma alte Zeichenpläne mit, die nicht mehr gebraucht wurden. Auf diesen langen Streifen Papier begannen sie zu zeichnen. Einige dieser Zeichnungen bewahrte der Vater auf, sie gefielen ihm gut. Viele davon waren von Käthe. Es macht ihr Freude, das zu zeichnen, was sie sah – und bald skizzierte sie auch das, was sie fühlte, worüber sie sprechen wollte, aber wofür sie keine Worte fand.

Eines Tages entdeckte sie im Bücherschrank neben Werken von Goethe, die sie ihr Leben lang begleiten sollten, Kleists *Marquise von O*. Eifrig begann sie zu lesen, doch sie verstand nichts. Und doch brachte Käthe instinktiv das Gelesene mit ihrem eigenen körperlichen Wandel in Verbindung, den sie als etwas Dunkles und Unerklärliches erlebte. Ihre Mutter sprach nicht über die Pubertät, und so sprach auch Käthe nicht davon, was in ihr vorging. Konrad, den sie so sehr bewunderte und der wohl etwas Ähnliches erlebte, sah es. Er sah ihre Zeichnungen, in denen sie ihre Lektüre und die eigenen Gefühle miteinander verwob. Doch auch er sagte nichts, achtete aber ab diesem Moment sorgfältig darauf, was sie las. Manches nahm er ihr weg und stellte es zurück in den Bücherschrank.

Eines aber wusste Käthe jetzt: Zeichnen war mehr, als Konturen zu erfassen.

In den folgenden Jahren fühlte sie sich sehr unansehnlich, fast hässlich. Sie schien auch nicht in die Welt des lockeren Umgangs miteinander hineinzupassen. Flüchtige Blicke von einem zum anderen, der spielerische Umgang mit Worten und Gesten blieben ihr fremd. Es war alles so schwer, so ernst und tief an ihr, ihre Bewegungen und ihr Blick, die Worte.

Konrads Kollegen gegenüber, die oft zu Besuch kamen, verhielt sie sich distanziert. Zuweilen verliebten sie oder Lise sich in den einen oder anderen. Beklommen näherte Käthe sich den

jungen Männern, errötete oft. Scheue Blicke wurden ausgetauscht, ein Händedruck dauerte vielleicht länger als gewöhnlich, schüchterne Zeichen der Zuneigung. Doch dabei blieb es, denn da waren die Regeln, die Konventionen, denen man sich beugte und unter denen man die eigenen Hoffnungen und Wünsche begrub. Manchmal sehnte Käthe sich fort von dieser Welt, die sie einengte, in der sie nicht sein durfte, wie sie war. Sie hasste all das Verschnörkelte, das pathetische Gehabe, die Floskeln, die man höflichkeitshalber austauschte, nur um nicht sagen zu müssen, was man wirklich dachte, was man wirklich fühlte. Sie empfand es als kleine Befreiung, wenn sie diese Welt für kurze Zeit verließ und mit Lise durch Königsberg bummeln konnte. Manchmal wurden sie begleitet von der lebhafteren Lisbeth Kollwitz, die einzige wirkliche Freundin, die sie außer Lise hatte.

Die Mädchen gingen gerne zum Bahnhof, wo die Züge zwischen Petersburg und Paris hielten, hier stiegen die Großfürsten mit ihren Pelzen und Juden in ihren Kaftans und mit den Schläfenlocken um und brachten einen Hauch der weiten Welt mit in die Provinzstadt.

Hin und wieder kauften die jungen Mädchen Kirschen und flanieren durch die Stadt bis zum Schloss, am Dom vorbei und dann bis zum Pregel und zum Hafen, beobachteten das rege Treiben, das Be- und Entladen der Schiffe. Fasziniert schaute Käthe den Sackträgern zu, den Polen wie den Russen und Litauern in ihren Schafspelzen und den lappenumwickelten Füßen. Abends spielten die Männer Ziehharmonika und tanzten dazu, niemand scherte sich um sie, sie konnten tun, was sie wollten. Sie schienen wirklich frei, das faszinierte Käthe an ihnen.

Käthe beobachtete die unterschiedlichen Gesichter, sie sah die Gestalten, wie sie sich sicher bewegten, kraftvoll und ästhetisch. Und immer drängender wurde ihr Wunsch zu zeichnen. Sie wollte Künstlerin werden. Sie musste Künstlerin werden, um das Leben einzufangen. Sie sagte sich: »Ich muss, ich muss, ich muss.«

In der Familie wurde darüber nicht gesprochen, aber der Vater hatte längst ihr Talent erkannt wie jenes von Lise und Konrads zur Poesie. Pragmatisch stellte er gegenüber der Mutter fest: »Sie ist nicht schön. Die Liebe wird sie nicht abhalten von dem, was sie will.«



So begann Käthes Weg zur Künstlerin, ab 1880 durfte sie mit zwei anderen Mädchen beim Kupferstecher Rudolf Mauer Unterricht nehmen und lernte Köpfe nach Gipsmodellen und Vorlagen zu zeichnen. Später brachte ihr ein junger Maler, Friedrich Gustav Naujok, weitere Kniffe des Zeichnens bei. Diese Grundlagen waren wichtig für sie, sie musste sie zweifellos beherrschen. Aber sie wollte nicht Zeichenlehrerin an einer höheren Schule werden, die sich mit Bildnissen, Blumen und Früchten beschäftigte. Käthe wollte mehr.

Der Vater ahnte davon nichts. Er träumte seinen eigenen Traum, der nicht weniger kühn war. Sein Traum war männlich dominiert: Seine Tochter sollte Historienmalerin werden und von den großen Taten großer Männer in ihren Bildern berichten. Sonntags führte er sie und die Familie in die Königsberger Museen, damit sie diese Bilder sah, die ihn so sehr beeindruckten. Und wohl auch Käthe.

Sie hatte trotz ihrer körperlichen Zartheit nichts Weiches, nichts Liebliches, nichts Hingebungsvolles und Unterwürfiges an sich – die gewünschten weiblichen Attribute ihrer Zeit. Weiblich war auch nicht ihre Begeisterung für das Revolutionäre. Mit angehaltenem Atem hörte sie zu, wenn ihr Vater Ferdinand Freiligraths Revolutionsgedicht *Die Toten an die Lebenden* las. Leben und Tod – da war es wieder, so konträr und doch untrennbar miteinander verbunden.

Sie träumte von Barrikadenkämpfen, an denen der Vater und Konrad beteiligt sein würden, und sie lud ihnen die Flinte. Sie